Die Grube

Sonntag, kurz vor Pfingsten. Ich war unterwegs mit meiner ersten Pioniergruppe, etwa einem Dutzend Kinder aus den Klassen des vierten Schuljahres. Ziel war die Sternmühle. Als wir das Schösserholz hinter uns hatten und der Adelsbergturm, unser erster Rastplatz, in Sichtweite kam, mussten wir nur noch ein großes Feld überqueren. Zwei Mädchen, die etwa fünfzig Meter vor uns herliefen, blieben plötzlich an einer rechts am Weg befindlichen größeren viereckigen Grube mit niedriger Betonumrandung neugierig stehen. Ich schrie: "Vorsicht! Aufpassen! Das ist eine...!", mir verschlug es die Sprache. Zu meinem Entsetzen sah ich wie eine der beiden, vom Rand her in diese einfach hineinhüpfte, während die andere erschrocken, die Hände dabei schützend vors Gesicht haltend, zurücksprang. Jetzt brüllte ich und rannte, mit hocherhobenen Händen fuchtelnd wie irrsinnig los, hinter mir her die aufgeschreckten Kinder und war bereits nach wenigen Sekunden an der mehr als zur Hälfte gefüllten Jauchengrube, in der wild um sich spritzend und dabei heftig spuckend die arme Karin paddelte. Als sie mich sah, streckte sie hilfeheischend und dabei jauchetretend ihre glitschischen Hände entgegen. Ohne zögern packte ich zu. Von Ekel geschüttelt zog ich sie mit weit ausgestrecktem Arm, so dass sie mich ja nicht berühren konnte, aus der Sch... heraus. Nun stand sie hilflos vor mir, mit steifen, nass abstehenden Zöpfchen; stinkend, tropfend und am ganzen Leibe bibbernd. Ihre schöne weiße Trachtenjacke war schmierig braun gefärbt und mit vielen Papierschnipseln beklebt. Vom Rucksack mit dem Mittagsbrot drin tropfte es unaufhaltsam in die ausgefahrenen Spuren des Lehmweges. Sie schaute mich an, vor Schrecken völlig aufgelöst und begann leise zu wimmern. "Oh Gott, oh Gott, was machst du bloß mit diesem Unglückswurm?" Wir alle schauten ratlos auf die arme, völlig durchnässte und übel riechende Pechmarie "Die Sachen müssen runter.", sagte ich zaghaft. Dachte aber: "Ein zehnjähriges Mädchen, nackt und glitschig wie ein Aal, hier mitten auf dem Feld? Nein, das geht nicht!" Ähnliches dachte unser einziger Junge, der Günter, und steckte seine grüne Dreiecksbadehose, die er hilfreich aus seinem Rucksack hervorgeholt hatte, wieder zurück. Da fiel mir plötzlich Herr Haase, der Wirt vom Adelsbergturm ein, den ich gut kannte. Nur der kann hier vielleicht helfen. Wir alle rannten wie die Wilden zur nahen Bergwirtschaft, mit uns das arme Kind, breitbeinig und die Arme weit vom Körper spreizend. Der rührige Wirt ließ mich gar nicht erst ausreden: "Kommen

Tanzohmd bei Frieda

Am nächsten Morgen sah man uns schon zeitig auf der Baustelle. Wir waren gerade dabei die Werkzeuge aus dem Zelt zu holen, als sich vom Dorf her ein kleiner Traktor mit Anhänger näherte. Er hielt direkt vor uns und herab sprang ein mittelgroßer drahtiger Kerl mit langem schwarzem nach hinten gekämmtem Haar. Er brachte den noch fehlenden Sand und fünf Sack Zement - ein Geschenk der Gemeindeverwaltung. Während wir abluden, stand er an seinem Gefährt und musterte uns mit der überheblichen Neugierde des allwissenden Fachmannes. Er war der Gemeindearbeiter Paul, der, wie wir erst später merkten, immer Recht haben wollte und meistens auch hatte. Er selbst nannte sich Paul Schlau. Für ihn waren wir blöde Schulmeister, die ohne die geringste Ahnung ein Haus bauen wollten. Er zeigte uns zunächst ganz offen seine Verachtung. Das änderte sich erst, als er nach ein paar Tagen feststellte, dass wir unser Vorhaben wirklich schafften und oben im Gasthof fast genau so gut tanken konnten wie er. Als er grußlos wegfuhr, übernahm Polier Karl das Kommando und gab es nicht wieder ab. Wir anderen wurden seine Hilfsarbeiter, mussten Steine und Wasser heranschleppen, Mörtel mischen und die Ziegel in griffbereiter Nähe stapeln. Der Karl aber mauerte mit selbstgefälligem Stolz. Noch am gleichen Vormittag erschien vom Dorf der Altlehrer und Pionierleiter Kurt Göckeritz, schaute anfangs nur kurz zu, meinte aber, dass wir viel zu klein bauten. "Aber für mehr als sechzehn Ouadratmeter brauchen wir erst eine behördliche Genehmigung", meinte ich, "und dazu kommen dann noch eine Menge Leistungen und Laufereien." Doch er lachte nur: "Bei uns hier guckt da keener hin. Los, gebt noch n' Meter zu!" Das machten wir dann auch. Die vorhandenen Ziegel reichten gerade noch aus. Wir wühlten den ganzen Tag, machten aber etwas eher Schluss, weil wir doch zum Tanzohmd bei Frieda wollten.

Als wir dann die kleine Kneipe zum zweiten Mal in unserem Leben betraten, war das Vereinszimmer schon festlich hergerichtet und der FDJ-Sekretär machte, unterstützt von seinen Schäfchen, noch die letzten Handgriffe. Nachdem wir uns niedergelassen hatten und von allen Seiten neugierig beäugt wurden, konnte es eigentlich losgehen, aber noch immer fehlte die Musik: "Woldemars Einmann-Kapelle". Da die Dorfjugend aber immer mehr drängelte und maulte erbot sich schließlich unser Karl, inzwischen zu spielen, während ich den säumigen Musikus holen wollte. Alle waren einverstanden. Ich ließ mir den Weg erklären, zog los und erreichte trotz Finsternis mich vorsichtig bergab tastend das Gehöft des Neubauern Woldemar, eines jungen Mannes,

der einst mit Millionen anderer aus Schlesien vertrieben worden war und hier im kleinen Gebirgsnest eine neue Heimat gefunden hatte. Als ich vorsprach, sagte seine Frau: "Der Woldemar liegt noch in der Wanne, aber der is' gleich fertig. Gehnse nur mal hinner, glei hinten links." Ich trat in eine Art Keller und erspähte mitten im Wasserdampf den Woldemar, der sich in einer Zinkwanne rekelte. "Ich muss mir erst den Stallgeruch abspülen", meinte er, indem er sich heftig schruppte, "aber in einer halben Stunde bin ich oben." Woldemar, rothaarig, ein echt gälischer Typ, war als fleißiger Kerl bekannt und deshalb in der schon vor Jahren gegründeten LPG Typ III als Schweinemeister eingesetzt worden. Als ich oben ankam, herrschte schon eifriger Tumult, denn Karl hämmerte wild in die Tasten. Von uns tanzten nur Schuberts und der Anektoden-Wern. Ihn hatte das Jagdfieber gepackt. Tanzen! Mädchen! Paarung! Seine Gedanken kreisten in dieser Reihenfolge. Andere Überlegungen schalteten sich bei ihm dann automatisch ab. Als schließlich Woldemar mit seiner Ziehharmonika erschien und flott aufspielte, gab es kein Halten mehr. Alles tanzte. Es wurde eng und enger in dem kleinen Raum. Werner holte sich die Hübschesten und probierte zunächst nur erst mal aus wie sie auf seine Tuchfühlungen reagierten. Nur Karl, Hans und ich tanzten nicht. Wir schwatzten lieber mit den Bauern in der durch eine große offene Tür getrennten Gaststube und tranken dabei unser Bier. Gegen Mitternacht gab es plötzlich Spektakel und Handgemenge, mittendrin schwankte unser Werner wie ein Rohr im Wind. Weil er gerade Eine, der er bereits in mehreren Tänzen mit allen Gliedmaßen deutlich gemacht hatte, was er von ihr begehrte, mit nach außen schleppen wollte, er war es gewohnt, dass das immer glatt ging, wurde das einigen Dorfburschen zu viel. Werner sollte Senge beziehen. Wir sprangen hinzu und schlichteten. Da die Stimmung aber gründlich vermiest war, beschoss der FDJ-Chef, den Tanzabend zu beenden und schickte kurzerhand sein Völkchen heim. Zuerst gehorchten nur die Mädchen, dann aber auch die Jungen, die uns noch ein paar giftige Blicke zuwarfen und Werner eine zünftige Dresche ankündigten, falls er wieder mal in ihrem Revier wildern wollte.

Wir schwatzten noch ein Weilchen mit Woldemar und zogen bald, vergnügt aber auch erschöpft durch des Tages Mühen, in unser Quartier. Nur Werner war wegen seiner erfolglosen Jagd verdrießlich und schimpfte auf die blöden Bauernlümmel, die sich da so dreist in sein Tun eingemischt hatten, und wir schimpften auf ihn. Während wir uns mit den Bauern nach der Losung "Stadt und Land – Hand in Hand!" verbrüdert hatten, war seine Hand andere Wege gegangen. Wir beschlossen deshalb den folgenden Abend lieber nicht bei Frieda, sondern im Gasthof einzukehren.

Sie mit zum Waschhaus!", eilte auch schon davon und ich hinterher. Aber wie denn nun weiter? Wir beiden Männer waren für weitere Handreichungen an diesem Mädchen ungeeignet, und auch die Kinder schauten verlegen in die Runde. Nach kurzem Überlegen sagten die hilfreiche Elke und die tatkräftige Christa entschlossen: "Herr Preuß, wir machen das schon." Sie verschwanden mit der noch immer tropfenden Karin im Waschhaus.

"Was aber ziehen wir diesem Häufchen Unglück bloß an?" Ich sah ratlos zum Wirt. "Das geht schon.", meinte er, " Ich hab' da noch ein paar Klamotten von meiner Großmutter herumliegen, die reich' ich dann den Mädchen rein."

Während sich die Gruppe an einer Böschung lagerte, lief ich weitere Hilfe suchend im großen Biergarten umher, entdeckte auch gleich einen mir bekannten Taxifahrer, der aber ablehnte, weil er in Kürze bei einer Hochzeitsgesellschaft erscheinen musste und dieser den Duft nicht zumuten wollte. Er machte mich aber auf ein Auto mit FDJlern aufmerksam, die hier waren um ein örtliches Pfingsttreffen vorzubereiten. Sie sagten, nachdem ich ihnen unser Missgeschick erzählt hatte, sofort zu. In einer Stunde könne es losgehen. Inzwischen war man im Waschhaus so weit gekommen, dass auch ich hinein durfte. Es roch immer noch beträchtlich. Aber unsere Taucherin saß trocken eingekleidet als Oma auf der Abtropfbank. "Warum bist Du denn dort reingesprungen?" "Ich hab' gedacht, das ist fester Lehmboden und wollte mich einfach mal verstecken." Auf der Jauche hatte sich im Laufe von Monaten eine dicke erdbraune Schicht gebildet, zum Teil mit grünlichen Moosen und Flechten überzogen.

Nachdem ich dem Wirt wegen seiner selbstlosen Hilfeleistung gedankt, unser Großmütterchen zum Auto getragen und hineingesetzt hatte, öffnete ich niederträchtig, heute schäme ich mich dafür, im letzten Moment der Abfahrt die hintere Autotür und schickte den stinkenden Rucksack mit auf die Heimfahrt. Während Karin zu Hause gebadet und mit wohlriechenden Duftstoffen behandelt wurde, marschierten wir weiter zur Sternmühle, um ein tolles Erlebnis reicher und gut versorgt mit dem nötigen Gesprächsstoff für den langen Heimweg.

Als ich Jahrzehnte später wieder einmal in der Turmwirtschaft einkehrte, ganz allein bei einem Bier saß, erschien in der Gaststube an der Theke plötzlich der alte Wirt, Herr Haase. Er grüßte kurz zu mir herüber, redete dann aber mit dem hantierenden Kellner. Während des Gesprächs sah er immer häufiger mit nachdenklichen Blicken zu mir und ging wieder weg. Aber kurz darauf erschien er wieder, blickte mich erneut an, kam schließlich heran und sagte etwas verlegen: "Sie kommen mir irgendwie bekannt vor, ich weiß aber nicht woher. Hatten wir schon mal irgendwas miteinander zu tun?" "Natürlich" sagte ich amüsiert, "ich brauche da gar nicht viel zu erklären, sondern sage nur ein einziges Wort: Jauchengrube!" Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: "Ja, die Jauchengrube! Warten Sie!", er eilte fort und kam nach kurzer Zeit wieder, im Gefolge sein gesamtes Personal: "Sehen Sie sich diesen Gast hier ganz genau an. Das ist der Mann, von dem ich oft erzählt habe, der Mann von der Jauchengrube." Wir alle lachten noch lange.

Schorsch

Ehe er zu uns an die Schule kam, der Genosse Georg Schulze, war er Volkspolizist gewesen. Obwohl er nach Kriegsende eigentlich keine Uniform mehr tragen wollte, er hatte es den Engländern versprochen, war er dann doch, mit der Zusage auf bessere Verpflegung und Aussicht auf eine Offiziersstelle, bei den Ordnungshütern gelandet. Da Georg einen ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit hatte und immer noch etwas von seiner kommunistischen Kindheit in sich trug, gefiel ihm die neue Laufbahn in seiner Heimatstadt Schönau eigentlich recht gut. Neben dem täglichen Streifendienst und Papierkram in der Wachstube, waren es vor allem Einsätze in den Nachtstunden, die seiner Mentalität entsprachen: Flurschutz in der Erntezeit, Ausheben von Gaunertreffs, Uberwachen von Kneipen zwecks Einhalten der Polizeistunde oder Kontrollieren von Hamsterern, das waren Leute, die bei den Bauern ihre Bettwäsche oder andere Textilien Getreidekörner tauschten. Hier war er in seinem Element, war unermüdlich und wachsam wie ein Spitz. Überall sah er Klassenfeinde am Werk, Saboteure am Volkseigentum, überall witterte er Verdächtiges, Diebstahl und Schiebereien. Einmal hörte er vom nahen Friedhof her in den Nachtstunden Musik. Er sprang aus dem Bett, zog nur seinen Bademantel über, es war eine linde Sommernacht, und schlich auf leisen Sohlen zur Leichenhalle, vor der ein schwaches Licht brannte. Dort sah er aber keine Gespenster, auch keine Räuber beim Teilen der Beute, sondern

etwa ein halbes Dutzend Jungen und Mädchen, die um einen Plattenspieler herumtanzten. In diese platzte Schorsch so urplötzlich hinein, dass sie nach allen Seiten auseinander stoben und in der Finsternis zwischen den Gräbern verschwanden. Ein anderes Mal hat er sogar geholfen einen gesuchten Raubmörder zu fassen. Es war schon finster als er, in Zivil, beim Begehen einer Eisenbahnbrücke einen über das Geländer gebeugten Mann zuerst nur wenig interessiert betrachtete. Beim Näherkommen sah er im Schein der Streckenbeleuchtung deutlich dessen Profil mit einer ausgesprochen großen Hakennase. Eine solche aber war das einzige Merkmal, dass die Polizei von dem Gesuchten hatte. Das ist der Nasenmörder! Er ging scheinbar arglos an ihm vorbei, alarmierte dann aber schnell den Wachdienst seines Reviers. Man fing den Unhold noch in derselben Nacht.

Schon kurz nach seiner Heimkehr war Georg der SED beigetreten. Für ihn wurde die Partei so etwas wie eine zweite Mutter, die schützend die Hand über ihre Kinder hält. Aus diesem von ihm tief empfundenen Geborgenheitsgefühl und dem daraus entsprungenen Wunsch, deshalb ein guter und dankbarer Genosse zu sein, plagte er ständig seinen Freund Manfred, den Besitzer einer kleinen Strumpffabrik, zur Übergabe seiner Produktionsstätte an das Volk. Doch das wollte einfach nicht gelingen. Herr Hiller fühlte sich in seiner Rolle als Ausbeuter vorerst noch recht wohl. Und Schorsch konnte seiner "Mutter" keine Beute vor die Füße legen. Er wurde unzufrieden und suchte nach seinem Misserfolg nunmehr andere Bewährungen im Dienste seiner Partei. Weil die Beförderung noch immer ausgeblieben war, zog er die Uniform endgültig aus und bewarb sich kurz entschlossen als Neulehrer.

Mit Beginn des Schuljahres 1950 kam er in unsere Schule und unterrichtete sozusagen aus dem Stegreif Gegenwartskunde und Mathematik, später noch ein paar Stunden Sport. Bei den Kindern war er schnell der freundliche Kamerad, im Kollegium wegen seines offenen und geselligen Wesens der nette Kumpel und in unserer Parteigruppe die führende Kraft. Ein besonderes Auge hatte er auf mich geworfen, dem jungen viel versprechenden Kandidaten. Doch viel nachhaltiger als der politische Einfluss, den er auf mich ausübte, war der gastronomische: "Eberhard, Du rauchst zu viel! Das ist nicht gut! Das verengt die Adern. Bier dagegen erweitert diese. Ein richtiger Kerl muss doch ab und zu mal ein paar Glas zur Brust nehmen." Das meinte nicht nur er, sondern auch unsere damalige Sekretärin: "Nicht so viel rauchen, Herr Preuß, trinken

Sie lieber mal ein paar Bier, wie meine beiden Brüder, die stadtbekannten Fußballer. Rauchen ist schädlich!"

So ging auch ich mit in die Kneipe, zuerst noch zögernd, dann aber recht gern, nach und nach immer lieber. Im Laufe des Jahres gesellten sich zu uns beiden sozialistischen Genossen noch zwei etwas ältere Kolleginnen und Kriegerwitwen, die liberale Hilde und die christliche Grete. Wir waren also politisch gesehen eine kleine "Nationale Front", nannten uns das "Bierblättrige Kleeblatt" und unsere Stammkneipe war das Cafe "Basika". Mit Wohlgefallen sah König Alkohol auf unser Treiben und schon ein paar Jahre später hatte er zumindest den Genossen Georg fest am Kragen.

Volkswahlen

Welch großer Festtag! Das Volk wählt seine Vertreter. Das Volk wählt offen. Das Volk geht nicht in die Kabine, obwohl es groß in der Zeitung stand, dass die Volkswahlen geheim und direkt sind. Doch das Volk hat es anders gewollt.

Kurz nach dem Krieg, zu den Gemeindewahlen 1946, ging man noch in die Kabinen. Die SED erhielt immerhin 47,5% aller abgegebenen Stimmen. Das war doch recht erfreulich. Alle anderen Stimmen gingen an die bürgerlichen Parteien und Massenorganisationen, deren führende Kräfte natürlich auch das Parteibuch der SED in der Tasche trugen. Für die neuen Herren eigentlich ein recht befriedigendes Ergebnis. Aber das genügte nicht. Trau, schau, wem!

Deshalb lernte man von der Sowjetunion nicht nur das Siegen allgemein, sondern auch speziell das Siegen bei Wahlen. Genossen! Das geht dort ganz einfach bei offenen Wahlen. Offen natürlich nur für diejenigen, die zum Volk und vor allem zu seiner Führung stehen. Die aber, die ein wenig anders denken, gehen selbstverständlich in die Kabinen. Dieses Bedürfnis, nicht in die Kabinen gehen zu wollen, darf natürlich nicht von oben angeordnet werden, um Gottes Willen, das wäre doch höchst undemokratisch! Nein, Genossen, von unten, direkt aus der Mitte des Volkes muss es kommen. Natürlich müssen wir das Volk dabei auch kräftig unterstützen. Genossen! Einheitsfront! Nationale Front! Das ist das Gebot der Stunde! Wozu jetzt noch den Parteienhader vergangener Zeiten? Wir wollen doch

alle gemeinsam, dass es vorwärts geht. Und wenn das Volk unbedingt offen wählen will, gut, gut, dann genügt doch eigentlich auch nur noch eine Liste, eine Einheitsliste! Chorroscho?

In Vorbereitung der nächsten Wahlen wimmelte es dann in allen Medien ganz plötzlich von unzähligen Beispielen, wo Hausgemeinschaften, Arbeitskollektive, Sportvereine und andere mit Begeisterung erklärten, dass sie nicht in die Kabinen gehen, sondern frei, offen und ehrlich unseren Volksvertretern ihre Stimme geben werden. Und nicht nur das. Sie forderten das ganze Volk auf, Gleiches zu tun. Der Klassenfeind freilich, der Hetzer, der Querulant, der heimliche Faschist soll doch ruhig in die Kabine gehen und sein "Nein" kritzeln. Auf seine Stimme können wir verzichten! Da inzwischen aber alle wussten, dass es nicht günstig war einer von diesen zu sein, denn da hatte man schnell die "Andere Stelle" und mit dieser die Justiz im Nacken, falteten auch die ewigen Nörgler beim Urnengang die Einheitsliste ganz brav offen.

Aber hier gab es schon feine Nuancierungen. Die einen, die Unwilligen, falteten den Zettel ohne ihn eines Blickes zu würdigen und warfen in verächtlich in den Schlitz. Andere, die Spötter, taten dasselbe, aber betont langsam, mit leicht angedeutetem Hohn. Wieder andere, die Opportunisten, lasen ausgesprochen lange die Namen, nickten gewichtig mit dem Kopf, falteten betont sauber und steckten ihn mit feierlichem Gebaren, sich der Größe des Augenblicks voll bewusst, in den Schlitz. Die meisten aber, unter denen auch ich, nahmen den Zettel, taten kurz so als ob sie lesen, nickten freundlich in die Runde, falteten ihn besonders exakt, so als ob es nur darauf ankäme und beförderten ihn mit einem kleinen Schubs in die Urne, scheinbar gedankenlos, wie in einen Papierkorb. Ein kritischer Wahlvorstand hätte schon allein aus diesen Beobachtungen gewisse Schlussfolgerungen ziehen können. Aber das wollte keiner. Die Hauptsache war, möglichst nahe an die Hundertprozentmarke zu kommen.

Ich habe in den ersten Jahren auch noch die Kabine aufgesucht, nicht etwa aus Protest, nein, nein, gegen was sollte ich protestieren? Bier, Bockwurst und Zigaretten waren billig und nie ein Engpass. Ich habe auch in der Kabine treu und brav meinen Zettel gefaltet und nichts mit dem bereitliegenden Stift angestellt. Ich wollte nur ein ganz klein wenig provozieren, wollte ganz leise zeigen, dass ich das Alles doch irgendwie lächerlich finde. Da aber die Zahl der Zellenbesucher nach oben gemeldet werden musste und der Wahlvorstand danach einge-

schätzt wurde, sollte diese Zahl möglichst niedrig gehalten werden. So trat einmal der Vorsteher vom Wahllokal "Diesterwegschule", wir kannten uns schon seit Jahren von der Kneipe her, an mich heran: "Warum gehst denn du als Lehrer in die Kabine?" Ich sagte ganz unbefangen: "Aber in der Zeitung stand doch, dass es eine geheime Wahl sei, und ihr stellt doch allen sogar eine Kabine zur Verfügung, zwar etwas abseits und ganz nahe an der Wand, aber doch erreichbar, zumindest für die Schlanken. Wenn am offenen Wählen niemand gehindert werden soll, nehme ich an, erst recht nicht am geheimen." Er lachte etwas verlegen, stieß mir mit der Faust derb in die Rippen und nannte mich einen Gauner. Später, bei einem Bier meinte er, das mit der Kabine würde nicht gut aussehen. Ich solle mir das noch einmal genau überlegen.

Ein Gang in die Kabine war also nicht gerade lebensgefährlich, aber doch irgendwie anrüchig, und im Laufe der Jahre wurde er immer anrüchiger. Je weniger sie benutzten, umso größer war die Gefahr beim Nein-Stimmen erwischt zu werden. Wenn also nur drei in die Kabine gingen und es waren am Ende drei Gegenstimmen, dann war doch eigentlich alles klar. Das war vor allem der Grund, weshalb auch kritische Zeitgenossen den Zellengang besser vermieden. Einmal, ich war inzwischen Agitator geworden, im Wahllokal "Johannisgarten", traute sich ein noch junger Kerl auch in die Kabine. Es war am zeitigen Nachmittag, in der Zeit der Ruhe. Die meisten wählten vormittags, dass machte erstens einen guten Eindruck und zweitens hatte man dann den ganzen Tag für private Unternehmungen zur Verfügung. Ein Teil des Vorstandes war selbst erst mal wählen gegangen. Wir waren gerade noch zu dritt, zwei Frauen und ich, als der junge Mann erschien und ausgesucht freundlich grüßte. Bestimmt ein guter Sozialist! Doch dann, oh Schreck, verschwand er für eine ziemlich lange Zeit in dieser winzigen Zelle, an der sich die Geister schieden. Ein Klassenfeind! Die ältere der beiden Frauen, eine glühende Genossin, war aufs tiefste enttäuscht. Ihre etwas schräg liegenden und feucht schimmernden Augen erinnerten dabei ein wenig an die Frauengesichter Lukas Cranachs oder auch an die von evangelischen Mädchen, die heutzutage Lichterketten bilden. Mit tränenerstickter Stimme flüsterte sie: "Morr kennt'n glei erwersch'n!"

Wie sollte man aber auch dem einfachen, guten, aber doch auch ein klein wenig kritischen Zeitgenossen das zutiefst demokratische an der offenen Wahl beibringen? Ganz genial erklärte das einmal Inspektor Fischer, als er sich bei uns als Kandidat der CDU vorstellte:

"Die Wahl ist wie eine Hochzeit." Ganz stolz auf seine tolle Idee, begann er auch sofort diese auszubauen: "In den vielen vorangehenden Veranstaltungen können unbeliebte Kandidaten doch auch abgelehnt und von der Liste gestrichen werden. Wozu die anderen dann geheim wählen? Ich gebe doch auch bei der Hochzeit der Frau in aller Öffentlichkeit meine Stimme, nachdem ich mich bereits lange vorher für sie entschieden habe." Eigentlich ganz logisch! Da wir ihn recht gut leiden konnten, ließen wir uns natürlich auf keine weitere Diskussion über diesen etwas dürftigen Vergleich ein. Wir wollten doch nicht ihn, sondern die in der Liste ganz oben stehenden gern streichen.

Karls Hut

Winterwandertag! Auf zum Schusterberg! Dieser Schlachtruf galt jedoch nur für unsere Schneeschuhfahrer. Mit den Sportlehrern an der Spitze jagten sie schon im Morgengrauen über Reichenhains verschneite Fluren hinüber zum beliebtesten Hügel an Erfenschlags steilen Hängen.

Der Rest, eigentlich das Gros unserer Kinder, die Schlittenfahrer, zogen mit uns unsportlichen Nullen, das waren wir paar Männer und fast alle Frauen, über Adelsbergs Felder hinüber zu "Stopps", zum Rodeln an die doch zumindest ebenso steilen, leider aber nur kurzen Hänge. Der unten entlang fließende Gablenzbach, umwuchert von derbem Gestrüpp, war für alle Fälle eine geeignete Notbremse. Hier herrschte dann beim Ausprobieren der verschiedensten Möglichkeiten der Rodelkunst für ein paar Stunden fröhliches Treiben. Auf dem Hinterteil, auf dem Bauch, allein, zu zweit, zu dritt, mit einem oder mehreren Anhängern, in waghalsigen Kurven oder über kleine, selbstgebaute Schanzen und manchmal sogar mit dem Schlitten rückwärts ging es jauchzend hinab. Dem Erfindergeist waren keine Grenzen gesetzt. An der meist etwas unsportlichen Kleidung klebten dann gegen Mittag tausende kleine Eiskügelchen und die Handschuhe wurden immer schwerer und härter, denn das Umkippen und dabei bäuchlings auf dem Hange Herumrutschen gehörte einfach mit zum fröhlichen Wintersport. Natürlich sollten wir Lehrer ständig auf den Schlitten mitfahren. Wir jüngeren ließen uns gern auf diesen Spaß ein und machten alle Tollheiten mit. Der beliebteste Sozius war eindeutig Karl, der Vorkämpfer der antiautoritären Erziehung. Das hatte seinen ganz besonderen Grund: Karls alter brauner schon arg verbeulter Filzhut, den, wie alle Kinder wussten, einst ein Selbstmörder getragen hatte. Bei jedem Huckel auf der Piste flog ihm die illustre Kopfbedeckung in schöner Regelmäßigkeit herunter in den Schnee, und dann begann das große Hallo. Vier oder fünf Räbchen warfen sich blitzschnell auf ihre Schlitten und nahmen das gruselige Ding aufs Korn. Wer es mit einer Kufe erwischte, war Sieger. Karl kannte natürlich dieses Spektakel, aber es schien auch ihm zu gefallen, denn seelenruhig setzte er dann den arg zerbeulten Filz mit nimmermüdem Lächeln wieder auf und alles begann von neuem, und die Sympathien seitens der jauchzenden Meute stiegen unaufhaltsam. Gegen Mittag sah der Hut dann ähnlich aus wie die Handschuhe der tollkühnen Rodler.

Aber da war doch gleich nebenan Stopps urgemütliche Kneipe mit dem schönen warmen Kachelofen. Während wir das Nachhausebringen der Kinder unseren Frauen überließen, legten wir Karls Braunen dann auf Stopps Ofen und tranken, weil das Trocknen ja so seine Zeit brauchte, inzwischen ein paar schöne kräftige Glas Grog zum Aufheizen unserer durchfrorenen Glieder. Die aufgespeicherte Wärme machte uns auch den Heimweg noch recht angenehm, und bei Karl ging sie bald über in den zerknautschten Filz, der dabei, wie auf dem Modell eines Hutmachers, seine ursprüngliche Form fast von selbst zurückgewann.

Nun hatte es mit diesem Hut aber noch eine besondere Bewandtnis. Dem gefielen nämlich die Kneipen noch besser als seinem Besitzer. Deshalb verführte er Karl oft ihn an einem ganz versteckten Winkel abzulegen oder aufzuhängen und war sehr zufrieden, wenn Karl ihn nach dem vierten oder fünften Bier völlig vergaß. Im Winter, wenn der kalte Sturm um unsere Köpfe tobte, passierte das natürlich seltener, im Sommer dagegen sehr häufig. Da blieb er meist, vor allem in vorgerückter Stunde, unbeachtet hängen. Einmal war er besonders hartnäckig.

Um unser zweites Zeltlager vorzubereiten, waren wir, Karl, Hans und ich, mit unseren Rädern hoch oben im Erzgebirge. Ehe wir wieder heimwärts radelten, machten wir noch einen kurzen Abstecher zur Dorfschenke, tranken dort ein Bier und plauderten ein Weilchen mit dem Wirt. Dann schwangen wir uns in die Sättel. Karl merkte es erst, als wir die kurvenreiche Straße nach Zschopau

hinabrasten und ihm der kalte Wind um die Ohren pfiff, dass sein Hut noch oben im Gasthof hing. Noch mal zurück? Auf keinen Fall! Außerdem begann es bereits zu dämmern und an Karls uralter Mühle war die Beleuchtung ständig defekt. Um den verstockten Kneipenhocker wieder aufzulesen, fuhren wir drei wegen eines weiteren Termins erst eine Woche später nachmittags mit den Rädern erneut wieder los. Vom Gemeindeamt weg ging nur Karl allein ins Wirtshaus, damit wir nicht erst wieder kleben blieben. Mit Karl und seinem Filz, diesmal fest auf dem Kopf, ging es dann auf der glei-Strecke heimwärts. Doch hinter Zschopau, beim Hochstrampeln auf der alten Chemnitzer Landstraße und gleich nach Gornau auf der langen Steigung zur Ruhebank, bekamen wir mächtigen Durst und beschlossen nur mal ganz kurz im "Goldenem Hahn" einzukehren und uns ein wenig zu stärken. Da wir allein in der Gaststube saßen, gesellte sich der Wirt bald zu uns, schwatze ausgiebig und war dabei emsig bestrebt unsere Gläser immer wieder neu zu füllen. Damit wir aber einigermaßen fahrtüchtig blieben, brachen wir schließlich vernünftigerweise bald auf und kamen ohne Polizeikontrolle glücklich zurück nach Bernsdorf. Am nächsten Tag in der großen Pause kam Karl zu mir, lächelte etwas verlegen und sagte dabei: "Er hängt noch oben im Hahn." Ich lachte nur laut auf und meinte, das sei doch ein schöner Grund noch mal dort einzukehren. Zwei oder drei Tage später radelten wir Drei wieder los. Auch diesmal ging Karl sicherheitshalber nur alleine in die Gaststube, riss, noch ehe der Wirt erschien, seinen Hut vom Haken und kam eiligen Schritts zu uns zurück. Jetzt ging es zügig voran. Weit und breit lockte kein "winkender Arm". Aber halt! Grüßte dort unten, fast am Ziel nicht der "Silbersaal" mit seinem schönen Billard ganz freundlich zu uns herüber? "Mach'n morr noch 'ne Kratze?", meinte Hans. "Nu klar, morr mach'n noch eene!", meinten auch wir. Eine Kratze war unser Spezialausdruck fürs Billardspiel. Natürlich machten wir nicht nur eine Kratze, sondern viele. Aber kurz erzählt, der alte Filz, verborgen in einem neuen Schlupfwinkel, hing dann dort wieder ein paar Tage herum, bis Karl ihn endlich holte, selbstverständlich allein! Vorsichtshalber! Da konnte er ihn besser fangen.

Der Hallodri

Im Sommer 1967 sah ich ihn zum ersten Mal. Wir hockten rauchend im Lehrerzimmer und warteten auf die Genossen. Schon seit Jahren begann das neue Schuljahr mit der Vorbereitungswoche, die immer mit dem "Pädagogischen Rat" eröffnet wurde. Damit die Diskussion in den genehmen Bahnen laufen sollte, wurden die Genossen bereits zwei Stunden vorher in die Mangel genommen. Endlich erschienen sie. Interessiert betrachtete ich die neuen Gesichter, denn unter diesen musste Er sein, der Genosse Herbert. Für mich war er bisher nur ein violetter Stöpsel im großen Stundenplanbrett gewesen. Jetzt, nach der Vorstellung durch den Direktor, sah ich ihn mir genauer an. Ein sportlicher Typ von mittlerer Größe. Aufs Erste wirkte er ernst und beherrscht. Aus seinen etwas tiefliegenden Augen musterte er uns kritisch und auch ein wenig spöttisch. Er war gut gekleidet und trug, scheinbar völlig von der Sache überzeugt, am Revers gut sichtbar das Parteiabzeichen. Während der Versammlung saß er still und diszipliniert an seinem Platz und meldete sich sogar zwei- oder dreimal zu Wort. Dabei fiel mir auf, dass er häufig seine Gedanken mit dem doch recht selbstbewussten "Ich meine" begann. Das wird bestimmt der neue Parteisekretär, dachte ich.

Doch schon nach wenigen Wochen legte er dieses Gebaren völlig ab und schlüpfte aus seiner steifen Haut. Uns, den Parteilosen, gefielen auf einmal sein leicht überhebliches, spöttisches, oft aber auch lustiges Wesen und vor allem sein Durst. Er wurde unser Kumpel. In den folgenden Jahren entpuppte sich Herbert zu einem Leichtfuß seltener Art. Den Unterricht, seine Fächer waren Russisch und Deutsch, gestaltete er stets abhängig von seiner, vorwiegend vom Spiegel des Restalkohols bestimmten Tagesform. Hatte er wenig Lust und gute Laune, nahm er seine Gitarre und sang, vorwiegend in den größeren Klassen, lustige oder auch schlüpfrige Lieder, oft die ganze Stunde lang. Seine Beliebtheit, besonders bei den Mädchen, stieg unaufhaltsam. Nicht selten witzelte er so ganz beiläufig über ältere Kollegen oder solche, die ihren Beruf etwas ernster nahmen und deshalb die Schüler forderten. Das begeisterte vorwiegend die von Natur her weniger eifrigen Jungen. Die euphorischen Berichte der Kinder über Herberts Unterricht wollten den Eltern nicht immer gefallen und gelangten schließlich auch bis in die Schulleitung. Doch die Moralpredigten liefen für Herbert immer erstaunlich glimpflich ab. Unser neuer Direktor fürchtete und verehrte zugleich nichts mehr als

alles, was Partei und Uniformen betraf. Und Herbert hatte eine Uniform, eine unsichtbare und gefährliche. Er war Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes in Sachen militärische Spionageabwehr. Seine Uniform war eigentlich nur ein kleiner Ausweis. Diesen drehte er dann während der Aussprachen immer scheinbar in spielerischer Art zwischen seinen Fingern. Man trennte sich gütlich.

Uns, seinen Kumpels, hatte er sein Mitarbeiten bei der Stasi schon längst während eines Trinkgelages gestanden. Er und seine Komilitonen zogen einst als krönenden Abschluss ihrer Laufbahn an der Uni eine kriminelle Sache durch, die er uns aber nie verriet, waren dabei ertappt und auf ein Jahr Schwerstarbeit in den Leunawerken verurteilt worden. In dieser Zeit warben ihn Offiziere des MfS mit der Aussicht "Alles vergeben und vergessen" erfolgreich an, machten ihn zum Genossen Leutnant und überreichten dabei das wunderwirksame Papier, das er weidlich ausnützte. Sorglos fuhr er täglich mit seinem Kleinmotorrad zur Schule und auch in die Kneipen. Wurde er im angetrunkenen Zustand erwischt und ihm die Papiere abgenommen, erhielt er nach Vorzeigen des ominösen Ausweises schnellstmöglich wieder neue. Er hatte überall buchstäblich Narrenfreiheit.

Das Klassenbuch war für ihn kein Dokument, sondern eine Art Notizbuch. Einmal trug er bei der Übernahme einer neuen Klasse nur die Namen ein. Erst nach Wochen, er war inzwischen schon zweimal ermahnt worden, ergänzte er dann die Spalten Geburtstag, Wohnung und Eltern nach dem Zufallsprinzip. Als dieselbe Klasse ein Jahr später eine sehr korrekte Kollegin übernahm und eventuell eingetretene Änderungen nachtragen wollte, zweifelte sie an ihrem Verstand. Nicht nur, wie üblich, standen eine oder zwei Änderungen an, sondern unzählige. Während der Vorladung beim Direktor spielte er dann wieder mit seinem Zauberpapier und alles war gut.

Vertretungsstunden in kleineren Klassen waren stets Ulknummern. So diskutierte er eine volle Stunde lang über die Anzahl der Beine und Köpfe bei Fröschen, bis auch die letzten ungläubigen Kinder glaubten, dass es Frösche mit sechs Beinen und je einem Kopf vorn und hinten gäbe. Nach dem Pausenklingeln malte er dann einen großen Frosch ins Klassenbuch. In einer anderen Unterstufenklasse behandelte er den "Schmor" als Lieferanten des Schmorbratens. Ausgehend vom Schweine- und Rinderbraten wollte er dann wissen, wie eigentlich ein Schmor aussehe. Er ließ ihn beschreiben, half dabei ein wenig nach und brachte die Kinder so weit, dass sie alle schon mal irgendwo einen Schmor gesehen hatten.

Nicht so harmlos war seine Ansicht über die Abschlussprüfungen. Wegen seiner häufigen "Liederabende" während der Unterrichtszeit, konnte er die Anforderungen des Lehrplanes natürlich nicht erfüllen. Das interessierte ihn aber nicht im Geringsten. Er half sich einfach damit, dass er den Klassen unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit sowohl die schriftlichen, als auch die mündlichen Fragen vorher genau erläuterte. Die Ergebnisse waren frappierend. Was besonders die fleißigen und intelligenten Mädchen boten, er prüfte nur intelligente, riss die Prüfungskommission regelrecht begeistert von den Sitzen. Ja, ja der Herbert, so hieß es, ja, ja der Herbert, der kann was. Und der Herbert lächelte bescheiden.

Auch zu Klassenarbeiten war sein Verhältnis zwiespältig. Einen Aufsatz schreiben zu lassen war natürlich angenehmer als diesen zu korrigieren. Letzteres schob er gewöhnlich auf die lange Bank. Manchmal geriet es in Vergessenheit, manchmal waren die Hefte irgendwo im Lehrerzimmer verschwunden, manchmal waren die Ergebnisse so schlecht, dass sich das Korrigieren einfach nicht lohnte. An Ausreden mangelte es nie. Das ging natürlich nicht immer, aber ab und zu, und weil Herbert doch so schön singen konnte, fragten die Kinder nicht groß herum. Ihn umgab ein Hauch von modernem Zeitgeist, von westlicher Dekadenz, von Jugendkult und sorgloser Bummelei.

Eines Tages gar erschien er, welche Schande, mit Niethosen zum Fahnenappell. Jetzt wurde es dem Direktor schließlich doch unheimlich. Wie kann der Genosse mit dem Wunderpapier nur so offen die Uniform des Klassenfeindes tragen? Das ging entschieden zu weit! Jetzt musste endlich gehandelt werden. Wie wird man so einen Taugenichts am besten los? Da gab es nur eins: "Wegloben!" Herbert kam in die Erwachsenenbildung. Da er dort mehr Zeit hatte und außerdem musikalisch hoch veranlagt war, er spielte mehrere Instrumente perfekt, machte er nebenbei mit Erfolg die Prüfung als Kapellenleiter und gründete "Die Montanas". Mit diesen spielte er dann zweimal wöchentlich in der Augustusburg zum Tanz auf und trank dabei wegen seines hohen Blutdruckes keinen Tropfen Bier mehr, sondern als Ersatz dafür höchstens zwei bis drei Flaschen Rotwein. Das habe ihn der Arzt empfohlen, meinte er, als wir ihn einmal dort trafen. Dabei lachte er vergnügt, aber sein hochrotes Gesicht verriet, dass die verordnete Dosis vielleicht doch ein wenig zu hoch war.

In dieser Zeit wurde an der Offiziersschule in Freiberg dringend ein Russischlehrer gebraucht. Da Herbert sehr gut russisch sprach, besonders wenn er besoffen war, und besoffen war er meistens, fiel die Wahl auf ihn. Weil er aber auch neben all seinen Schwächen ein gutes Herz besaß, empörte ihn dort die demütigende Behandlung der jungen Offiziersbewerber gewaltig, vor allem weil er wusste, dass die meisten von ihnen nicht so sehr freiwillig, sondern mehr dorthin genötigt worden waren. Kurz entschlossen ergriff er für diese Partei, aber in seiner Art, die nie besonders sachlich und überlegt war. Er stiftete sie zu allerhand Blödsinn, wie Sauforgien oder nächtliche Krawalle an, war natürlich auch selbst mit Eifer dabei und verscheißerte nicht selten die ausbildenden Offiziere. Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Aus dem Leutnant wurde der Feldwebel, aus diesem der Unteroffizier und schließlich der Gefreite. Aber Russischlehrer blieb er trotzdem.

Jahre später hatte er drei uns unbekannte Leute in seine kleine Wohnung am Fuße des Schlossberges zu einem Saufgelage eingeladen. Sie waren guter Dinge und wurden wohl auch etwas laut. Als alle voll waren, rüstete man zum Aufbruch. Herbert begleitete seine Gäste bis zur Haustür und verabschiedete sie dort: "Also, bis zum nächsten Mal!" Doch ein nächstes Mal gab es nicht mehr. Als es einem seiner Gäste einfiel, dass er seinen Schlüssel vergessen hatte, lief dieser etwas torkelnd zurück und verschwand hinter der Haustür. Doch kurz darauf erschien er wieder und rief: "Kommt schnell her! Der Herbert liegt bewegungslos, wie tot auf der Treppe!" Ein eilig herbeigerufener Arzt konnte dann wirklich nur noch den Tod feststellen. Wie es dazu kam, bleibt wohl für immer im Dunklen. War es ein unglücklicher Sturz oder hatte der eine Kumpan gar nicht seinen Schlüssel vergessen?

Der Maiumzug

In den siebziger Jahren wurde der "Zug der Hunderttausend" neu organisiert. Vornweg laufen in Zukunft die Schulkinder, dahinter die Sportgemeinschaften und dann die vielen Betriebe. Doch ganz vorn an der Spitze marschiert die Schalmaienkapelle, der altehrwürdige Spielmannszug der Kommunisten, geführt vom Genossen Steinhäuser. Der hatte schon vor Hitlers Zeiten den Taktstock geschwungen und manchen Sturm erlebt, denn bei Zusammenstößen mit der